

WELT – BILD – MENSCH *

*Der Grundvorgang der Neuzeit
ist die Eroberung der Welt als Bild.*

M. Heidegger, Die Zeit des Weltbildes

Friedrich Dürrenmatt schreibt 1956 in seinem Essay *Vom Sinn der Dichtung in unserer Zeit*: „Die Welt, in der wir leben, ist nicht so sehr in eine Krise der Erkenntnis gekommen, sondern in eine Krise der Verwirklichung ihrer Erkenntnisse. [...] Der Mensch lebt heute in einer Welt, die er weniger kennt, als wir das annehmen. Er hat das Bild verloren und ist den Bildern verfallen. Daß man heute unser Zeitalter eines der Bilder nennt, hat seinen Grund darin, daß es in Wahrheit eines der Abstraktion geworden ist. Der Mensch versteht nicht, was gespielt wird, er kommt sich als ein Spielball der Mächte vor, das Weltgeschehen erscheint ihm zu gewaltig, als daß er noch mitbestimmen könnte; was gesagt wird, ist ihm fremd, die Welt ist ihm fremd. Er spürt, daß ein Weltbild errichtet wurde, das nur noch dem Wissenschaftler verständlich ist, und er fällt den Massenartikeln zum Opfer, die auf den Markt geworfen werden und an jeder Straßenecke zu haben sind.“¹ Diese Äußerung Dürrenmatts trifft uns heute mehr denn je. Unsere Sicht der Welt, unser Weltverstehen, ja unser ganzes Weltbild wird bestimmt von den über uns hereinbrechenden, uns medial überflutenden Bildern: von den Bildern in Wissenschaft und Kultur, von den Bildern in Wirtschaft und Politik, von den Bildern in Kirche und Gesellschaft. Bilder werden zum Ersatz von Realitätserfahrungen, eine Pluralität von Bild-Wirklichkeiten nimmt uns in Besitz, immer mehr verschwinden die Unterschiede zwischen Wirklichkeit und Bild. Eine Entwicklung scheint sich sogar umzukehren: nicht Wirklichkeiten werden zu Bildern, sondern Bilder werden zu Wirklichkeiten.² Sind wir all diesen Bildern tatsächlich machtlos ausgeliefert, weil wir es nicht mehr schaffen, nach dem Hintergrund zu fragen – oder genauer gesagt nach dem zu fragen, was vor dem Bild steht; oder sind wir zu leichtgläubig geworden, dem Bild als einem Ab-Bild zu vertrauen? Haben wir den lebendigen und damit auch kritischen Blick für die Wirklichkeit verloren, für das Vor-Bildhafte?

* Erweiterte Fassung eines Vortrags, den der Autor während einer Tagung der Evangelischen Forschungsakademie am 01. Juni 2001 im Kloster Drübeck gehalten hat.

¹ F. Dürrenmatt, *Gesammelte Werke*, Band 7, Zürich 1996, 423 f.

² Gottfried Boehm spricht von einer „ikonischen Wendung der Moderne“. G. Boehm, *Die Wiederkehr der Bilder*, in: ders. (Hg.), *Was ist ein Bild?*, München 1994, 11-38, 13.

Bilder bewirken etwas, sowohl Bilder, die auf uns eindringen, als auch Bilder, die wir selbst entwerfen. Bilder beeinflussen uns, bestimmen maßgeblich unser Wissen und unseren Glauben. Die Diskussion über Bilder, Bildentstehung und Bildmächtigkeit hat schon längst die engen Grenzen der Kunstgeschichte gesprengt. Die oft beklagte Bilderflut führt bereits zu einem intensiven Nachdenken über das Phänomen ‚Bild‘, so in Philosophie und Theologie, in Anthropologie und Psychologie.³ Unter diesem Gesichtspunkt lohnt es sich sehr wohl, das Bild als solches zu befragen, was es ist oder sein kann. Wofür also stehen Bilder, wofür können Bilder eine Analogie sein? Stehen sie dem Sein näher als dem Schein, sind sie nur Masken des Realen? Wo liegt die eigentliche Herkunft des Bildes begründet? Vielleicht entdecken wir bei der Suche nach Antworten, daß hinter all diesen Fragen eine andere zentrale Frage steckt, nämlich: Was ist der Mensch? – oder wie es Octavio Paz einmal formuliert hat: „Wann sind wir, was wir sind, in Wahrheit, wirklich?“⁴

Wer nach Bildern fragt, begegnet einer fast unübersehbaren Vielfalt: gedachte, geträumte, beschriebene, gemalte, komponierte. Bilder sind in ihrer Mannigfaltigkeit allgegenwärtig. Wir machen uns Bilder, Bilder sprechen uns an, wir lassen uns von Bildern beeinflussen, auch täuschen. Wir benutzen Bilder, um etwas auszusagen, um uns etwas zu sagen, um unser Erfahren und Verstehen von Mensch, Natur und Gott zu verdeutlichen, um uns einem Gegenüber, einem Du zu nähern. Wir *vermitteln* einander *bildhaft*. Unser Erinnern an die Vergangenheit lebt genauso in und von Bildern, wie die Wahrnehmung der Gegenwart und das Erhoffen von Zukünftigem. Wir können der Bilderwelt und der Welt der Bilder nicht entfliehen - wir sind auf sie angewiesen. Ernst Cassirer sagt: „Durch ‚Bildwelten‘ allein erblicken wir und in ihnen besitzen wir das, was wir *Wirklichkeit* nennen.“⁵ Rainer Maria Rilke spricht in einem seiner Gedichte von dieser unausweichlichen Bildbezogenheit:

„Uns verwirrt es, die wir seiend heißen
immer so zu leben: nur von Bildern;
und wir möchten manchesmal mit wildern
Griffen Wirklichkeiten in uns reißen
Stücke, Abzufühlendes, ein Sein.“⁶

³ Vgl. M. Diers, Im Malstrom der Bilder, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 11.04.2001, Nr. 86, Seite N7.

⁴ O. Paz, Suche nach einer Mitte, Frankfurt/Main 1980, 45.

⁵ E. Cassirer, Philosophie der symbolischen Formen, 1. Teil: Die Sprache, Darmstadt 1997, 48.

⁶ R. M. Rilke, Gedichte 1906 bis 1926, in: Rainer Maria Rilke. Sämtliche Werke in 6 Bänden (SW), Frankfurt/M. 1987, Band II, 352.

Bilder betreffen uns offenbar total. Die Welt der Bilder bestimmt unser Leben, unser Menschsein. In dem bereits eingangs zitierten Essay von Friedrich Dürrenmatt heißt es u.a. weiter: „Es gibt in der deutschen Sprache die zwei Ausdrücke ‚sich ein Bild machen‘ und ‚im Bilde sein‘. Wir sind nie ‚im Bilde‘ über diese Welt, wenn wir uns von ihr kein Bild machen. Dieses Machen ist ein schöpferischer Akt.“⁷ Bild und Bilden gehören zum Menschen, sind Ausdruck dessen, was der Mensch ist und vermag. „Das Bild ist darum nicht Zutat, sondern menschliche Mitte“⁸ und damit gleichsam eine Grundkategorie menschlichen Welt- und Selbstverständnisses.

Strittig ist somit wohl kaum die menschliche Verwiesenheit auf Bilder, sondern die Art der Bilder, d.h. was sie aus dem Betrachter, aus uns machen, wie sie uns treffen und beeinflussen und unser Umgang mit den Bildern, d.h. wie und als was wir sie verstehen. An zwei Bildbeispielen soll verdeutlicht werden, wie Bilder auf uns einwirken können. Bild 1 zeigt die Visualisierung eines für uns nicht wahrnehmbaren Vorgangs, ein ‚schwarzes Loch‘: ein theoretisch angenommenes Verlaufsmodell bezüglich des Zusammenbruchs von Sternhaufen zu schwarzen Löchern wird visuell simuliert. Damit erscheint ein Bild eines nicht beobachtbaren Prozesses, der sich real vor Milliarden von Jahren so abgespielt haben könnte. Diese technische Verbildlichung der Welt übersteigt jeden alltags-weltlichen Wahrnehmungshorizont. Solche Bildwelten haben real – weltlich kein Vor-Bild mehr, d.h. sie können damit auch in keinster Weise eine Art Ab-Bild sein. Müssen wir diese Bildwirklichkeiten als Tat-Sachen hinnehmen, weil diese Bilder nicht mehr hinterfragbar sind?



Bild 1: Schwarzes Loch - Computersimulation

⁷ F. Dürrenmatt, a.a.O., 427.

⁸ J. Möller, Menschsein: ein Prozeß, Düsseldorf 1979, 352.

Und ein zweites: 1995 erschien in den USA ein Buch zweier amerikanischer Professorinnen mit dem Titel: Das Gen – der entschlüsselte Erbinformationsträger als kulturelles Icon. Das Titelblatt (Bild 2): Auf einer ausgestreckten Hand ragt die wendeltreppenartig gedrehte Leiter der Doppel-Helix in den Himmel, in ihrem Hintergrund bilden Wolken eine Menschengestalt, deren Kopf heiligenscheinartig von Wolkenkränzen umsäumt ist. In der Handfläche ein Stern, von dem Strahlen ausgehen: „die Helix ist umgeben von allen Insignien des Heils und der Verheißung.“⁹

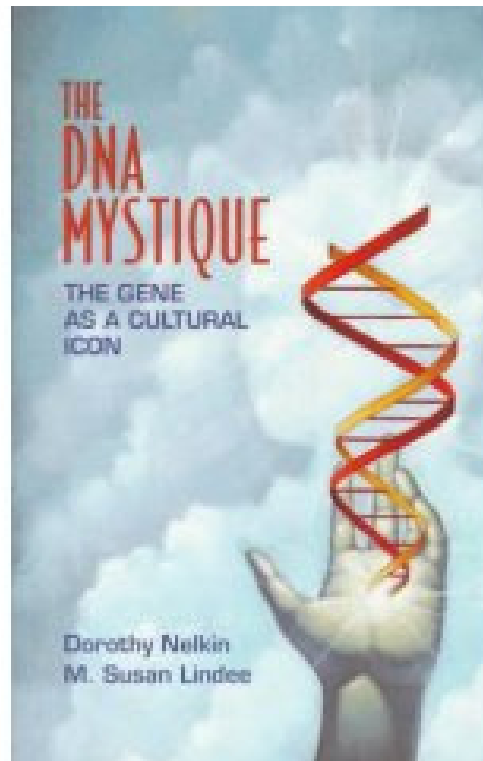


Bild 2: Das Mysterium der Doppel-Helix
Titelblatt des gleichnamigen Buches von D. Nelkin / M.S. Lindee

Das Bild faßt zusammen, was zu einer Weltanschauung geworden ist: Aus einem wissenschaftlichen Deutungsmodell ist eines mit tiefgreifender sozialer Bedeutung hervorgegangen. Mit der Entschlüsselung des menschlichen Genoms kann die Verfügbarkeit menschlichen Lebens nicht mehr rückgängig gemacht werden. Der Mensch, der sich zum Schöpfer emporschwingt, läßt sein Denken und Handeln bestimmt sein von dem Anspruch: Lasset uns Menschen machen nach unserem Maß, nach unserem Vor-Bild! Hier werden wir an die nachhaltige Mahnung Martin Bubers erinnert, der einmal gesagt hat:

⁹ U. Pörksen, Weltmarkt der Bilder, Stuttgart 1997, 108.

„Die Bilderei, [...] , ist das Spiel mit der Möglichkeit, das Spiel der Selbstversuchung, der je und je, sprunghaft, die Gewalttat entspringt.“¹⁰

Macht diese Totalität der Bilder eine Kritik der Bilder nicht zwingend notwendig? Eine Kritik der Bilder kann aber erst dann formuliert und begründet werden, wenn wir verstehen, was ein Bild ist und sein kann. Welche Wissenschaftsdisziplin ist hier gefragt? Hans Belting hat bereits auf dem deutschen Kunsthistorikertag 2001 in Hamburg festgestellt: „Kunstgeschichte ist Bildwissenschaft, aber sie weiß es noch nicht, oder will es nicht wissen.“¹¹ Sie also hätte zu definieren, was ein Bild für die Welt des Wissens bereithält.

Fragen wir nach dem Sinn des Wortes ‚Bild‘, so wird zunächst deutlich, daß Wörter, die wir mit ‚Bild‘ übersetzen wie das hebräische *zelem*, das griechische *eikon*, oder das lateinische *imago* eigentlich „abstrakte, allgemeine, seelische Ähnlichkeit“ bedeuten,¹² also lediglich auf eine gewisse Art der ‚Entsprechung zu etwas‘ hinweisen – nicht auf eine in welcher Form auch immer geartete materielle Abbildung. Damit ist das Bild so etwas wie ein ‚Zwischen‘, ein anschauliches Zwiegebilde, immer auf dem Weg zwischen Mensch und Welt. Im Schauen der Dinge, im Vernehmen, so Ernst Cassirer, „ist immer und notwendig *zwischen* dem menschlichen Geist und dem Wesen der Dinge als ein Mittleres die Welt der Bilder und Zeichen eingeschaltet.“¹³

Was aber geschieht eigentlich, wenn wir ein Bild wahrnehmen, vor Augen haben? Uns zeigt sich die Welt, aber zugleich betrachten wir selbst aktiv die Welt, nehmen sie aus unserer individuellen Perspektive in den Blick. In Goethes Schriften über die Farben heißt es: „Das Auge vernimmt und spricht. In ihm spiegelt sich von außen die Welt, von innen der Mensch.“¹⁴ Was überwiegt: Weltspiegelung oder Bewußtseinsspiegelung? Gibt es eine Balance zwischen Sichtbarwerden und Sichtbarmachen, zwischen Bilderwelt und Weltbild? Unser Schauen ist nicht nur ein Er-schauen, sondern auch ein An-schauen.

¹⁰ M. Buber, Bilder von Gut und Böse, Heidelberg 1986, 31.

¹¹ H. Belting, zit. in: Th. Wagner, Laßt Bilder sprechen. Zum 26. Deutschen Kunsthistorikertag, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 27.03.2001.

¹² W.J.T. Mitchell, Was ist ein Bild?, in: V. Bohn (Hg.), Bildlichkeit, Frankfurt/Main 1990, 17-68, 43.

¹³ E. Cassirer, Philosophie der symbolischen Formen, 2. Teil: Das mythische Denken, Darmstadt 1997, 303.

¹⁴ J.W.v. Goethe, Die Schriften zur Naturwissenschaft, Bd. 3, Weimar 1951, 437.

Hans-Georg Gadamer sagt: „Es ist ein und derselbe Vorgang, daß wir aus den Dingen das Bild gleichsam heraussehen und daß wir in die Dinge das Bild einbilden.“¹⁵ Unser Sehen ist damit Teil des Bildes und damit wir selbst. Sehen heißt immer zugleich *Sehen als etwas*. Ob dies nun Bilder der Malerei, der Musik, oder Sprachbilder sind, so wie sie uns in den Natur- und Geisteswissenschaften begegnen; auch Menschenbilder zeichnen den Menschen nicht nach, sind kein Abdruck seiner selbst, sondern ein Bild vom Menschen wird vor den Menschen gestellt.

Zwischen dem, was wir sehen und dem, wie wir Gesehenes bildhaft machen, beschreiben, deuten oder davon wissen, gibt es keine Identität. Der surrealistische Maler René Magritte hat mit seinem bekannten Gemälde ‚*Der Verrat der Bilder*‘ (Bild 3) auf diese Diskrepanz zwischen Wirklichkeit und Bild, genauer zwischen der Welt der Dinge und der Welt des Bildes hingewiesen:



Bild 3: René Magritte, Der Verrat der Bilder (1929)

Unter einer sorgfältig gemalten Pfeife steht der Satz: Dies ist keine Pfeife. Damit will er sagen, daß dies tatsächlich keine Pfeife ist, sondern ein Bild, das eine Pfeife darstellt.

¹⁵ H.-G. Gadamer, *Kunst als Aussage* (GW, Band 8), Tübingen 1993, 109. Bei Martin Heidegger heißt es: „Wo die Welt zum Bild wird, ist das Seiende im Ganzen angesetzt als jenes, worauf der Mensch sich einrichtet, was er deshalb entsprechend vor sich bringen und vor sich haben und somit in einem entschiedenen Sinne vor sich stellen will. Weltbild, wesentlich verstanden, meint daher nicht ein Bild von der Welt, sondern die Welt als Bild begriffen.“ M. Heidegger, *Die Zeit des Weltbildes*, in: ders., *Holzwege*, Frankfurt/M. 1980, 73-94, 87. Bernhard Waldenfels hat auf die Relation zwischen dem Sichtbarwerden in der Wahrnehmung und dem Sichtbarmachen in der bildenden Kunst hingewiesen. Vgl. B. Waldenfels, *Ordnungen des Sichtbaren*, in: G. Boehm (Hg.), *Was ist ein Bild?*, 233-252.

Obwohl wir wissen, daß „ein Bild und ein Gegenstand nicht ein und dasselbe sind, erlaubt uns unsere Sprache, über beide so zu reden, als ob sie Äquivalente wären.“¹⁶ Dieser Mangel liegt nun offensichtlich schon in der Sprache selbst begründet, die einen Gegenstand und seine Darstellung mit ein und demselben Wort benennt.

Was ergibt sich aus dem Gesagten: Ist die Bildlichkeit der Welt ebenso ein Schein, wie die Begrifflichkeit der Natur? Müssen wir anerkennen, daß wir Wirklichkeiten nur begrenzt, gleichsam wie durch eine unverzichtbare Brille erblicken und ins Bild setzen können? Sind wir als Teil der Wirklichkeit nicht immer schon selbst mitten im Bild? Bleibt uns die eigentliche Wirklichkeit fremd? René Magritte – der Philosoph unter den Malern – hat versucht, auch diese menschliche Befindlichkeit bildlich umzusetzen, nämlich in seinem Bild *Die Beschaffenheit des Menschen I* (Bild 4). Wieso aber kann hier vom Menschen die Rede sein, der scheinbar in keinsten Weise im Bild vorkommt? Was sehen wir? Vor einem Fenster im Inneren eines Zimmers steht ein Bild, auf dem genau der Teil der Landschaft



Bild 4: René Magritte, Die Beschaffenheit des Menschen I (1933)

¹⁶ L. Edson, Das Durchbrechen der Konvention: Sprachliche und bildliche Darstellung von Alltagsobjekten bei Francis Ponge und René Magritte, in: V. Bohn (Hg.), *Bildlichkeit*, 254-268, 260. Mit diesem Widerspruch zwischen Sprach- und Bildraum befaßt sich auch R. Prange, *Der Verrat der Bilder. Foucault über Magritte*, Freiburg 2001.

dargestellt ist, der von diesem Bild verdeckt wird. Dieser Teil der Landschaft befindet sich für den Künstler und für uns als Betrachter gleichzeitig innerhalb des Zimmers auf dem Bild und außerhalb - durch unser Denken - in der wirklichen Landschaft. „Genau so sehen wir die Welt. Wir sehen sie außerhalb unserer selbst und dennoch haben wir nur eine Vorstellung von ihr in uns.“¹⁷ Unser Sehen, unser Bild ist die *Reflexion des Gesehenen* in uns. In Hermann Hesse's Erzählung *Demian* heißt es: „Die Dinge, die wir sehen, sind dieselben Dinge, die in uns sind. Es gibt keine Wirklichkeit als die, die wir in uns haben. Darum leben die meisten Menschen so unwirklich, weil sie die Bilder außerhalb für das Wirkliche halten und ihre eigene Welt in sich gar nicht zu Worte kommen lassen.“¹⁸

Wie nun aber gehen wir mit Bildern um, welche Rolle spielen sie in unserem Leben. Beispielhaft möchte ich auf drei ausgewählte Bildverständnisse verweisen: zum einen auf die bildhafte Sprache der Quantenphysik bei der Beschreibung der Welt des Mikrokosmos, zweitens soll unser ins Bild gesetzte Reden von Gott betrachtet werden und zuletzt wollen wir nach einer psychologischen Deutung zwischenmenschlicher Beziehungen fragen.

• *Naturbilder in der Quantenphysik*

Die Quantentheorie nannte Niels Bohr einmal „ein wunderbares Beispiel dafür, daß man einen Sachverhalt in völliger Klarheit verstanden haben kann und gleichzeitig doch weiß, daß man nur in Bildern und Gleichnissen von ihm reden kann. Die Bilder und Gleichnisse, das sind hier im wesentlichen die klassischen Begriffe, also auch ‚Welle‘ und ‚Korpuskel‘. Diese passen nicht genau auf die wirkliche Welt, auch stehen sie zum Teil in einem komplementären Verhältnis zueinander und widersprechen sich deshalb. Trotzdem kann man, da man bei der Beschreibung der Phänomene im Raum der natürlichen Sprache bleiben muß, sich nur mit diesen Bildern dem wahren Sachverhalt nähern. [...] Wir sind gezwungen, in Bildern und Gleichnissen zu sprechen, die nicht genau das treffen, was wir wirklich meinen.“¹⁹ Diese als *komplementär* gedeuteten Aspekte ein und derselben Wirklichkeit sind das Ergebnis des je unterschiedlichen Befragens der Natur des Lichtes durch den Menschen. Die unterschiedliche Wahl von Experimenten führt zu grundverschiedenen Antworten, die eben nicht in ein (einheitliches) Bild passen. Insofern steht der Mensch in je seiner Fragestellung an die Natur auch in einem je besonderen

¹⁷ R. Magritte, zit. in: R. Brandt, *Die Wirklichkeit des Bildes*, München-Wien 1999, 75. Vgl. auch A. Müller, René Magritte. *Die Beschaffenheit des Menschen. Eine Kunst-Monographie*, Frankfurt/Main 1989, 75.

¹⁸ H. Hesse, *Demian*, Frankfurt/Main 1974, 112.

¹⁹ N. Bohr, zit. in: W. Heisenberg, *Der Teil und das Ganze*, München 1969, 285. Komplementäre Aspekte ein und derselben Wirklichkeit lassen sich, so Günter Howe, „nicht zum Bilde einer an sich seienden Natur vereinigen.“ G. Howe, *Mensch und Physik*, Witten 1963, 69.

Verhältnis zu ihr. Auch hier gilt: Der die Natur befragende Mensch steht als der zugleich Antwort gebende selbst mit im Bild. Werner Heisenberg hat diese Erkenntnis in folgender Weise zusammengefaßt: „Wenn von einem Naturbild der exakten Naturwissenschaften in unserer Zeit gesprochen werden kann, so handelt es sich also eigentlich nicht mehr um ein Bild der Natur, sondern um ein Bild unserer Beziehungen zur Natur. Die Naturwissenschaft steht nicht mehr als Beschauer vor der Natur, sondern erkennt sich selbst als Teil des *Wechselspiels* zwischen Mensch und Natur.“²⁰ Diese Erkenntnis von der Grenze des Objektivierens ist nicht nur eine neue naturwissenschaftliche Erfahrung nach vielen anderen, sondern sie stellt zugleich auch die Eroberung der Welt als ‚wahres‘ Bild in Frage. Damit bleibt der Weg der Naturerkenntnis nur ein Weg der Näherung, der Annäherung, ein „Weg der Anpassung unserer den Sinnesempfindungen entlehnten Anschauungsformen an die allmähliche vertiefte Kenntnis der Naturgesetze.“²¹

• *Gottesbilder in der Theologie*

Im Blick auf menschliches Denken und Reden von Gott schreibt Rainer Maria Rilke in seinem *Stunden-Buch*:

„Wir bauen Bilder vor dir auf wie Wände;
so daß schon tausend Mauern um dich stehn.
Denn dich verhüllen unsre frommen Hände
sooft dich unsre Herzen offen sehn“

und an gleicher Stelle:

„Alle, welche dich suchen, versuchen dich.
Und die, so dich finden, binden dich
an Bild und Gebärde.“²²

Aus diesen Zeilen spricht Realismus und Nüchternheit; es ist eine Beschreibung genau der Situation, in der wir uns immer wieder vorfinden. Obgleich sich Gott jedem unverwechselbaren Bild entzieht, können wir Gott nicht bildlos haben - wie anders sollten wir sonst mit unseren Gotteserfahrungen und -vorstellungen umgehen. Das Begehren,

²⁰ W. Heisenberg, zit. in: G. Howe, *Mensch und Physik*, 74. Bei Sören Kierkegaard heißt es: „Daß die Erkenntnis nicht direkt ausgesagt werden kann, weil das Wesentliche an ihr gerade die Aneignung ist, bewirkt, daß sie für jeden ein Geheimnis bleibt.“ In: Kierkegaard. *Ausgewählt und vorgestellt von Boris Groys*, München 1996, 311.

²¹ N. Bohr, *Atomtheorie und Naturbeschreibung*, Berlin 1931, 59. Werner Heisenberg notiert, daß unsere in der Quantentheorie gefundenen „Bilder nur eine unklare Verbindung mit der Wirklichkeit besitzen, daß sie nur die Tendenz zu einer Wirklichkeit darstellen.“ W. Heisenberg, *Physik und Philosophie*, Frankfurt/Main-Berlin-Wien 1959, 152.

²² R. M. Rilke, *Das Stundenbuch*, SW I, 254, 319.

wahrzunehmen, macht Bilder unausweichlich und damit auch den Bilderstreit. Glaube und Bild, Religion und Bild gehören untrennbar zusammen. Die Bibel erzählt in mannigfaltiger Weise von Gottesvorstellungen und Gottesbildern. Dem altorientalischen Menschen ist seine Erscheinungswelt kein ‚Es‘, sondern ein ‚Du‘, und so ist seine Ausdrucksweise, seine Redeform eine personale. In den Zeugnissen der Propheten begegnet uns Gott als ‚Vater‘, als ‚König‘, als ‚Hirt‘, als ‚Gemahl‘ - um nur einige Gottesbilder zu nennen. Sie alle sind gekennzeichnet von einer Art Heilserfahrung bzw. Heilserwartung. Altbundliche Gotteserfahrungen manifestieren sich nicht in einem ‚statischen‘ Gottesbild, sondern verweisen auf einen die Geschichte des Menschen begleitenden Gott.

Da Gott kein Gegenstand menschlicher Erfahrung ist, können Gotteswahrnehmungen und -bezeugungen nicht von der Welt- und Selbsterfahrung des Menschen getrennt werden. So sind denn Gottesbilder - mehr als alle anderen - Bilder des je betroffenen Menschen und entstehen in einem Raum möglicher Verfehlung. Bei Martin Buber lesen wir: „Der Grund des Menschenwesens [...] ist auch der Seelenschoß, aus dem sich die Bilder gebären. Götterbilder erstehen - solche, die sich sogar in irdische Stoffe zu dauernder Sichtbarkeit bannen lassen, und solche, die seelenhaft bleiben. [...] Bilder ergänzen einander, sie verschmelzen. [...] Und Gott - so dürfen wir ahnen - verachtet die Bilder nicht, sondern duldet, daß man ihn in ihnen, ihn durch sie hindurch schaue. [...] Sie aber wollen bald, je und je mehr sein, als sie sind, mehr als Zeichen und Winke zu ihm hin; schließlich geschieht es immer wieder, daß sie den Weg zu ihm verstellen, und er entzieht sich ihnen.“²³

Der Mensch befindet sich also in einer äußerst zwiespältigen Situation. Einerseits bedarf er des Bildes, um damit dem unsichtbaren Gott „überhaupt ansichtig zu werden. Käme ihm diesbezüglich das Bild nicht zu Hilfe, so würde Gott für immer der Ferne und Unzugängliche bleiben.“²⁴ Aber bei aller tiefen Religiosität, bei allem echten Mühen, das uns unmittelbar Anrührende zu fassen, kann jedoch die Gefahr nicht ausgeschlossen werden, daß im Vollzug des Objektivierens das Bild die Gotteswirklichkeit verstellt. Hier sei nun allerdings erwähnt, daß wir „die eigentliche Objektivierung der mythisch-religiösen Grundempfindung“ nicht in den Gottesbildern vorfinden, „sondern in dem Kult, der ihnen zuteil wird.“²⁵ So meint auch das alttestamentliche Bilderverbot nach Auskunft der Bibelwissenschaft kein Verbot eines Glaubensbildes und damit auch „kein Kunst-,

²³ M. Buber, *Gottesfinsternis*, Gerlingen 1994, 49.

²⁴ Ch. Schütz, *Verborgenheit Gottes*, Einsiedeln 1975, 353. Um von der Offenbarung Gottes reden zu können, so Romano Guardini, „brauche ich Bilder, die von Dingen der Natur, vom Leben des Menschen genommen sind.“ R. Guardini, *Der Anfang aller Dinge*, Würzburg 1961, 82.

²⁵ E. Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen*, 2. Teil, 262.

sondern ein *Kultbildverbot*,²⁶ das heißt ein Verbot all jener Bilder, die man an Gottes Stelle setzt.

Wenn wir uns die zugespitzte Formulierung Dietrich Bonhoeffers: „Die Gottesvorstellung meines Bewußtseins ist wesentlich nicht Gott selbst“ zu eigen machen,²⁷ bedeutet dies, daß jedes Gottesbild in einer nur denkbar größten Offenheit entstehen und gesehen werden muß. Eine in diesem Sinn gelungene sprach-bildliche Gottesbezeugung hat Buber mit der Übersetzung des Gottesnamens JHWH als dem ‚Ich werde sein, als der ich dasein werde‘ vorgelegt, in der eine Offenheit angelegt ist, die eine Besitzergreifung im oder durch ein Bild nicht zuläßt.

• *Menschenbilder in der Psychologie*

Max Frisch hat den Satz aus dem Dekalog ‚Du sollst dir kein Bildnis machen‘ auf die Beziehung zwischen zwei Menschen hin gedeutet. Ausgangspunkt ist die Tatsache, daß Partner oft enttäuscht voneinander sind, weil der eine nicht den Vorstellungen und Wünschen des anderen entspricht. Der häufig ausgesprochene Vorwurf: „Du bist nicht, wofür ich dich gehalten habe“ ist für Frisch ein Beleg für die Projektion eines Bildes, das jenseits einer wahren Liebe liegt, ja vielmehr Lieblosigkeit verrät.²⁸ Wie oft lasten falsche Erwartungen oder eine fixierte Meinung - welcher Tendenz auch immer - auf dem Anderen, der damit auch gar keine Zuwendung mehr erfährt. Partnerschaften verlieren so ihre Lebendigkeit und Offenheit. „Liebe (aber) befreit“ den Anderen, den wir meinen zu kennen, „aus jeglichem Bildnis“, so Max Frisch, und weiter: „Das ist das Erregende, das Abenteuerliche, das eigentlich Spannende, daß wir mit den Menschen, die wir lieben, nicht fertig werden, weil wir sie lieben.“²⁹ Ein feststehendes Bild vom Anderen aber nimmt ihm gleichsam seine Individualität; er wird vereinnahmt, entmündigt. Wie oft zerbrechen so illusionäre Einheitsvorstellungen von Paaren.

Aber nicht nur Verliebte setzen auf die gleiche Wellenlänge, den Anderen als Spiegel ihrer selbst kennen und haben zu wollen. Wir tun es irgendwie alle. „Indem wir den Anderen nach unserem Bilde schaffen, versuchen wir uns eine Scheingeborgenheit zu zimmern“,³⁰ so hat es der Psychoanalytiker Michael Lukas Moeller einmal beschrieben, aus Angst vor der Auseinandersetzung mit dem anderen Du, auch mit dem eigenen anderen Ich. Dahinter verbirgt sich eine gewisse „frühkindliche Sehnsucht des wortlosen Verstehens“,³¹ die einer widersprüchlichen Wirklichkeit zu zweit ausweicht. Wir wollen es nicht wahrhaben, daß

²⁶ G. Rombold, *Der Streit um das Bild. Zum Verhältnis von moderner Kunst und Religion*, Stuttgart 1988, 65.

²⁷ D. Bonhoeffer, *Akt und Sein*, München 1976, 69.

²⁸ M. Frisch, *Tagebuch 1946-1949*, Berlin 1988, 26.

²⁹ Ebd., 25.

³⁰ M.L. Moeller, *Die Wahrheit beginnt zu zweit*, Reinbek 1996, 157.

³¹ Ebd., 159.

der Andere anders ist, denn dann wäre unsere Selbstsicherheit, unser seelisches Gleichgewicht in Gefahr; wir verlieren unsere Kontrolle über den Anderen, wir haben ihn nicht mehr im Griff. Wie oft also - so müssen wir uns wohl fragen – sind wir mitverantwortlich für das Gesicht des Anderen, nicht wie es ist, sondern wie es sich uns zeigen soll. Unser Gegenüber aber bedarf – so wie wir auch – vielmehr einer Bestätigung seines Gerade-so-seins. „Erst wenn der Einzelne“, so Martin Buber, „den Anderen, in all seiner Anderheit, als sich, als den Menschen erkennt und von da aus zum Anderen durchbricht, wird er, in einer strengen und verwandelnden Begegnung, seine Einsamkeit durchbrochen haben.“³²

Was also können uns Bilder sagen? Ein Bild, so hat Paul Klee einmal formuliert „gibt nicht das Sichtbare wieder, sondern macht sichtbar.“³³ Ein Bild läßt uns in die Welt sehen, öffnet die Welt, steht zwischen Mensch und Welt. Im Bild manifestieren sich vor-gestellte Wahrheiten, die in einem Prozeß der Aneignung entstehen. Darum ist ein Bild weder Abbild, noch Spiegelbild; auch nicht nur ein veranschaulichter Begriff – ebenso wie der Begriff kein nur sprachlich reduziertes Bild ist. Bilder sind keine Nachahmungen, keine Wiederholungen der Realität, sondern Ereignis, Entdeckung, Modell, Gestalt, Interpretation. Mit unseren Bildern nähern wir uns der Wirklichkeit, ohne sie ganz zu treffen. Jedes geglückte Bild ist ein kleines Weltbild, in dem der Mensch vorkommt, ist gestaltete Wirklichkeit. Bilder können zu *Sinnbildern* werden, die in ihrer Geschichtlichkeit den Sinn an der Wirklichkeit bewähren. Nur dann werden die Bilder nicht erstarren, werden gleichsam „Worte des Übergangs“ bleiben können,³⁴ den Menschen nicht binden und fesseln, nicht blenden und täuschen.

In seinem Roman ‚Der Mann ohne Eigenschaften‘ schreibt Robert Musil: „Man sagt von einem Gleichnis auch, daß es ein Bild sei. Und ebensogut ließe sich von jedem Bild sagen, daß es ein Gleichnis wäre. Aber keines ist eine Gleichheit.“³⁵ Und Wolfgang Hildesheimer läßt Marbot in seinem gleichnamigen autobiographischen Roman sagen: „Natur, was immer sie ist, ist der Ausgangspunkt des vom Menschen Geschaffenen und Errungenen. Was er aber schafft, führt von ihr weg, und was er errungen hat, ist nicht das Abbild der Natur, auch nichts Ähnliches, sondern ihr *Gleichnis*.“³⁶

³² M. Buber, Das Problem des Menschen, Heidelberg 1982, 162.

³³ P. Klee, Kunst-Lehre, Leipzig 1995, 60. In ähnlicher Weise schreibt Gottfried Boehm: „Bilder sind Prozesse, Darstellungen, die sich nicht darauf zurückziehen Gegebenes zu wiederholen, sondern sichtbar zu machen.“ G. Boehm, Die Wiederkehr der Bilder, 33.

³⁴ M. Buber, Werke. Erster Band. Schriften zur Philosophie, München 1962, 1033.

³⁵ R. Musil, Der Mann ohne Eigenschaften, Reinbek 1996, 1348.

³⁶ W. Hildesheimer, Marbot, Berlin 1983, 195.

Wenn also Bilder entstehen, wenn Bilder auf uns einwirken, werden wir uns des Gleichnishaften bewußt sein müssen. Erst die Annahme dieser scheinbaren Ferne zur Wirklichkeit wird uns in eine größere Nähe zu ihr rücken können. In dem Gedicht *Wendung* von Rainer Maria Rilke, das in der Intention seines großen Malte Laurids Brigge – Romans entstanden ist, heißt es dazu wegweisend:

„Denn des Anschauens, siehe,
ist eine Grenze.
Und die geschautere Welt
will in der Liebe gedeihn.“³⁷

³⁷ R.M. Rilke, Gedichte 1906 bis 1926, SW II, 83.